

Heimatvolk und Heimatflur

Freitag, 13. November 1936

Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung

Nummer 42

Die frühere Grafschaft „Meer“

Von Rektor Hellmich-Büderich (Kr. Neuß).

Am nördlichen Ausgange des Ortes Büderich, unweit der Station „Meererbüsch“ der Bahnstrecke der elektrischen Bahn Düsseldorf-Krefeld einerseits und Meererbüsch-Lant-Verdingen-Mörs andererseits, liegt das Schloß bzw. Haus Meer auf einer niedrigen Anhöhe, umgeben von weiten Niederungen. Die östliche Niederung (das Frauenbruch), die sich bei Strümp und Iwerich an Langit und Meer vorbeiwiegt, dem Rhein zuwendet, ist unbedingt als ein altes Rheinbett anzusehen, desgleichen die im Süden über Brühl (Tiergarten) an Kessenbroich, Badendont und Broichseide und ferner die im Westen bei Neufurth, Lauenburg, Osterath, Krefeld, Bodum bis zum Kiedbruch sich ausbreitende. Vor Jahrhunderten als der Stromeigewaltige noch nicht durch Dämme in ein festes Bett eingezwängt war, setzte er bei jedem Hochwasser diese ganzen Niederungen unter Wasser und bildete so von drei Seiten um das Schloß ein weites Meer, ein Meer. Darum der Name Schloß oder Haus am Meer, kurz „Haus Meer“. Die Lage inmitten des Sumpfgeländes bzw. Wassers bildete für das Schloß einen vorzüglichen Schutz.

Das alte Schloß stand jedoch nicht ganz auf der Stelle des heutigen, vielmehr etwas mehr nach Osten in der Nähe der alten fast ganz verfallenen Wassermühle, die heute nur mehr ein idyllisches Dasein führt, an dem heute noch so genannten „Burgplatz“.

Der alte Grafenitz wurde im Jahre 1166 in ein adeliges Frauenkloster der Prämonstratenserinnen umgewandelt.

Soweit die geschichtlichen Urkunden zurückreichen, war dieses Kloster vor der Umwandlung in ein Frauenkloster der Sitz eines edlen und nicht unmächtigen Geschlechtes, das den Grafentitel führte. Es bleibt jedoch ungewiß, ob der Grafentitel den Besitzern von Meer selbst gebührte, oder ob er sich nicht vielmehr an den Besitz anderer, einstens mit Meer verbundenen Herrschaften, wie Lieberg und Krefeld, knüpfte. Nach dem Ratular des Klosters ist die Stifterin des Klosters die hl. Hildegunde, eine Tochter des Grafen Hermann von Lieberg und dessen Gemahlin Hadewig (Hedwig). Das Ratular läßt die Herkunft der Hadewig offen. Zeichennacher behauptet aber, daß nicht Hildegunde, sondern eine Gräfin Margarethe von Meer und Krefeld, die Tochter Arnolds von Krefeld die Stifterin des Klosters Meer sei. Fährne dagegen nennt Hadewig, die Mutter von Hildegunde, eine Tochter des Grafen von Krefeld. Nach Hugo soll die Gräfin Hildegunde von Meer eine Tochter des Grafen Gottfried und der Hadewig von Mörs sein. Nach der einen Urkunde könnte also die Mutter Hildegundes aus dem Krefelder Geschlecht der Grafen geliegt und somit die Grafschaft Meer durch Erbteilung aus der Krefelder Grafschaft hervorgegangen sein, während nach der anderen Angabe Hadewig aus dem Mörscher Grafengeschlecht hervorgegangen wäre. Es kann zwar nicht bezweifelt werden, daß schon in jener frühen Zeit Grafen von Mörs vorkommen. Verschiedene Umstände, wie die Gemeinsamkeit bei der Ausübung des Patronatsrechtes über die Kirche in Krefeld durch Meer und Mörs, sowie die gemeinsame Benennung des Kiedbruchs bei Krefeld, dessen Name merkwürdigerweise noch an Lieberg anknüpft, lassen zwar die Angaben Susos, der aber seine Quellen verschweigt. Indessen nennt eine etwa 100 Jahre jüngere Urkunde als das Ratular die Hadewig „eine Fürstin von Krefeld und Mörs“. Auch Dr. Lüding-Neuß nennt die Gemahlin des Grafen von Lieberg. Diese Gemahlin Hermanns von Lieberg trat nach dem Tode ihres Gemahls, der vor der Mitte des 12. Jahrhunderts erfolgte, in das Kloster Dünwald (Kr. Mülheim a. Rh.) mit ihrer Tochter Gertrud zugleich ein. Das Kloster war 1117 gegründet und 1138 in ein Nonnenkloster umgewandelt. Ihre älteste Tochter Elisabeth war mit dem Gesherrn von Mandenrath, die mittlere Tochter Hildegunde dagegen mit dem Grafen Lothar von Krefeld (Mendenrath) dem Sohne des Grafen Dietrich I. von Krefeld 1107–1136 vermählt.

Die Grafen- oder Herrenfamilie waren vielfach aus den Königs- und Kaiserhöfen hervorgegangen, welche die merovingischen und karolingischen Könige ihren Gefolgsherrn und treuen Beamten bei Eroberung eines neuen Gebietes schenken. Im Laufe der Jahrhunderte hatten sich nämlich die germanischen Sippenverbände gleichberechtigter Bauern gelodert. Soziale Unterschiede hatten sich durch Eroberung und Beute entwickelt. Der fortschreitenden Kriegsgesellschaft müde, auch Ueberfälle, Not und Elend hatten manchen freien Bauern dazu getrieben, sich und sein Hab und Gut in den Schutz eines Mächtigeren zu begeben; sie waren dadurch zu „Hörigen“ geworden. So wurde das neueroberete Land nicht mehr gleichmäßig unter die Stammesgenossen verteilt, sondern die Getreuen des Königs, welche ihn auf den Heereszügen begleiteten und für ihn kämpften, bekamen ganze Bezirke zugewiesen. So entwickelte sich der geistliche und weltliche Adel, dessen Macht auf seinem ausgedehnten Grundbesitz beruhte, der aber in der Folgezeit eine das Königtum bedrohende Stellung einnahm. Diese legten nun in der Nähe der vorgefundenen Siedlungen, die zum Teil hervorragend bewirtschaftet waren, ihren Herrenhof, den Salhof an. Sal heißt soviel wie rechtliche Uebergabe eines Gutes, — salbief — gleich Urkunde über diese rechtliche Uebergabe, salbuch — gleich Buch, in dem alle einem Eigentümer rechtlich gehörigen Eigenschaften eingetragen sind, — salgut — gleich freies, nicht zehnt- und zinspflichtiges, erbliches Grundbesitz, — salhof — gleich Hof mit dem Herrenhause, von dem andere Höfe abhängen. Der Grafenitz Meer wird wohl in gleicher Weise entstanden sein. Die Inhaber dieses Sitzes leisteten mithin dem Könige Heeresfolge. Sie standen in der merovingischen und karolingischen Zeit vielfach an der Spitze des Gaus und hatten insbesondere die Pflicht, dem Könige den Heerbann des Gaus entgegenzuführen.

Ausgedehnte Gerechtsame, welche nach der Gründung des Klosters 1166 auf dieses resp. auf die Abtei übergingen, hatte der Inhaber der vorherigen Grafschaft stets genossen. Er übte

die Waldgrafschaft über die Wäldungen von Haus Meer, von Turrenhof, der Iffel und von Büderich, dem Büdericher Busch (Wald) aus. Hier führte er nach den erhaltenen Weistümern als „sprechender Holzgraf“ den Vorsitz bei den Holzgerichten und Gebingen. Mit entblößtem Schwerte saß er in der Mitte der „schweigenden Holzgrafen“, des Schulttheißen von Linn und desjenigen vom Fronhof zu Büderich, nämlich den Vertretern des Erzbischofs von Köln als Landesherren und von St. Gereon von Köln, dem Grundherren des hiesigen Fronhofes (jetzt Bullen-Bieten).

Die Grafenitz waren in früherer Zeit mit „Landwehren“ das ist Wall und Graben umgeben. Bei dem Dorfe Strümp (Strempe) lag eine Landwehr noch im Mittelalter quer durch die von Neuß über Büderich, an Haus Meer über Lant nach

für das Vorhandensein einer alten Grenze an der in Rede stehenden Stelle spricht auch der Umstand, daß hier das Jagdgebiet von Meer mit dem von Strümp bzw. mit dem von Haus Meer zusammenfällt. Die Jagdgrenze blieb bis zur Franzosenzeit in Kraft. Nach einer Aufzeichnung des Freiherrn von Geheer, als Besitzer der Ritterfidei Haus Meer und Lant vom 4. Oktober 1796 lief die Grenze der beiden Jagden mit der erwähnten Landwehr parallel. Die Aufzeichnung heißt: „Die Hammer Jagdgrenze geht aus Strümp lang einem aus Strümp kommenden zwischen dem Fuß- und Bedensfeld gehenden Graben bis Strümpver Busch, so dann durch diesen ganzen Busch und aus diesem vorbei der „Bover-Mühle“ bis auf die zwischen dem Kaarster und Osterather Felde liegende Landwehr bis an Franzen Tollhaus usw.“ „Die Seite des Strümpver Busches, welche nach Kloster Meer zu liegt, bis auf die Osterather Landstraße und ein Teil des Osterather Feldes sind Kuppeljagd, die Jäger vom Kloster Meer dürfen nicht weiter jagen, als in jetzt gedachtem Teil des Strümpver Busches usw.“ Nach all diesem war die ehemalige Jagd- und Landesgrenze identisch mit der jetzt noch vorhandenen nördlichen und westlichen Begrenzung des Grafenitzes Haus Meer. Man wird darum nicht fehlgehen, wenn man hier die nördliche und westliche Landgrenze der Grafschaft Meer



Alt-Büderich

Foto: Pfeifer.

Kanten führende Römerstraße. Diese Landwehr scheint die nordwestliche und nördliche Grenze der Grafschaft Meer gebildet zu haben. Sie bestand noch im Jahre 1461, wie aus einer Urkunde des Osterather Kirchenarchivs hervorgeht. Dasselbe heißt es, daß das Gut „oppe Ved (Wach) liegt an der lantwehren, die gegraben ist durch das dorp the Strempe.“ Auf der nördlichen Seite von Haus Meer lag außerdem ein Zoll, der 1294 im Besitze des Grafen von Krefeld war. Im Jahre 1305 bewilligte Gräfin Margarethe von Krefeld der Abtei Kamp Zollfreiheit nach Neuß. Man darf deshalb annehmen, daß ein Zollstätte hier nicht errichtet worden wäre, falls nicht eine Gebietsgrenze in der Nähe bestanden hätte. Diese aber dürfte in der vorhin genannten Gebietsgrenze der Grafschaft Meer bestanden haben. Diese Zollgrenze lag an der nördlichen Seite der Landwehr, folglich im Gebiete des Amtes Vinn. Am Gute „am Schmitter“ wurde tatsächlich bis zur Auflösung dieser alten Verhältnisse der Zoll erhoben. —

annimmt. Weiter im Norden und Osten scheint die Grafschafts-grenze mit der jetzigen Grenze der Feldfluren von Langit und Krefeld zusammenzufallen bis zum Rhein, da beide Dörfer in alter Zeit Besitzungen von Haus Meer waren. Im Osten bildete dann der Rhein wohl weiter die Grenze. Wie weit aber südwärts die Grafschaft reichte, ob Brühl bzw. ein Teil von Büderich oder ganz in der Grafschaft lag, ist nicht mehr festzustellen, wahrscheinlich gehörte aber Büderich nicht dazu, da Büderich stets in den Aufzählungen der zum Amte Büderich und später der zum Amte Vinn gehörigen Orte genannt wird. Dann aber auch lag der Fronhof mit seinen ausgedehnten Liegenschaften in Büderich und er gehörte schon in den ersten Jahrhunderten zu St. Gereon in Köln. Doch lag der Wanheimerhof an der südöstlichen Grenze im grafenschaftlichen Gebiet. Die Grafschaft Haus Meer lag also als Enclave innerhalb der beiden genannten Land-chen.

Der Burgring bei Brüm

Ein neuentdeckter elliher Ringwall

Der historisch bemerkenswerte Raum unseres Gifel-grenzlandes, das Gebiet des ehemaligen Fürstentums Brüm, dessen erste urkundliche Erwähnung in das Jahr 721 zurück-geht, ist nun durch die Entdeckung eines vorgeschichtlichen Baudenkmals bereichert worden.

Ein blühender Kranz von Sagen umrankt die Gifelberge, deren eine nun eine überraschende Bestätigung gefunden hat. Im Norden des Klimaxortes Brüm, der Waldstadt der Gifel liegt eine Bergkuppe, die, im Volksmunde der Rote Sandberg genannt, den Hurnamen „Burgring“ trägt. Der Sage nach soll dort eine Burg Karl des Franken gestanden haben; auch sollen hier Schätze der früheren reichsten Abtei des Westens, der gestifteten Reichsabtei Brüm, vergraben sein.

Angeregt durch den Hurnamen und die Sage, ferner das Vorhandensein einiger merkwürdiger Gräben und Erdwälle, und nicht zuletzt geführt auf die Forschungen zur Gründung der Abtei Brüm (721) und der Römerstraßen der Westfäl-

ergaben nun die weiteren Nachforschungen in Zusammenarbeit mit der vorgeschichtlichen Abteilung des Rheinischen Landesmuseums in Trier die Festlegung einer fast völlig erhaltenen Ringwallanlage. Die Gräben und Wälle umschließen einen ovalen Raum mit einem Längendurchmesser von rund 300 Metern und einer größten Breite von 150 Metern. Die Höhe des Walles beträgt bis zu 2 Meter, gemessen vom Innenraum, und bis zu 4 Meter, gemessen von der Außenkante. Sie bestehen aus aufgeschichteten Steinbrocken und sind zum größten Teile wohl erhalten. Lediglich an der der Stadt zugewandten Seite ist der Wall teilweise ausgebrochen, man bemerkt wohl sein Steinmaterial zum Hausbau in Brüm. Trotzdem ist die teilweise in fast unüberwindlichem Walddickicht verdeckte Anlage in allen Teilen klar erkennbar. So daß ihre Entstehung in das 4. bis 7. Jahrhundert vor Christus angelegt werden darf. Ob der Ringwall nur als Friesburg diente, oder ob er dauernd besiedelt war,

Konnte mangels Kunden nicht geklärt werden. Die Möglich-
keit dauernder Besiedlung ist jedoch nicht von der Hand zu
weisen, da in ungefähr 20 Schritt außerhalb des Walles eine
mit Damm versehene Wasserstelle liegt, die auch heute noch
trotz der hohen Lage Wasser enthält. Die vorgesehene
Grabungen werden diese Fragen noch klären.

Seute jedoch beweist die Anlage schon die frühe Besiedlung
der Westeifel und die geschichtlich bedeutende Stellung
Prüms, dessen Gründung nun um das Jahr 500 vor Christus
anzusehen ist, wie die größte Stärke des Walles nach Norden
gegen die Fortsetzung der Römerstraße Schwarzenborn—
Mürlenbach—Prüm beweist, daß diese Römerstraße dem Zuge
einer alten germanischen Heer- und Handelsstraße folgte, die
das Rönner mit dem Rriener Gebiet verband. Auf dieser
Straße rückten im dritten und vierten Jahrhundert vor
Christus die sog. Rhein-Germanen vor, welche die keltische
Urbewohner des Gebietes verdrängten. In diesen
jahrhundertalten Kämpfen diente der Burgwall als Schutz-
wall.

Tiere, die der Landmann schonen muß

1. Ein Landmann stieg auf den Getreideboden. Den lagern-
den Weizen wollte er umschauen. Da huschte geisterhaft leise
eine Fledermaus zwischen den Sparten dahin. Eine kurze
Jagd mit der Schaufel! Ein leises Quieten! Noch ein Schlag
mit der Schaufel, noch ein Fußtritt, und das Tierchen ist vernichtet.
„Warum hast du das getan?“ fragt des Bauers Freund
Besucher einer Ackerbauschule, der den Vorgang beobachtet
hatte. — „Ich habe noch nie eine Fledermaus geschont“, ent-
gegnete dieser, „sie fliegen ins Haar.“ — „Ist unwar, kann gar
nicht sein, weil sie mit ihren Flügeln, die zum Fliegen dienen
auch das feinste Härchen spüren.“ — „Beim Sped im Rauchfang
sieht man sie auch immer hängen.“ — „Gewiß! Aber nur, weil
sie sich wärmen wollen am Ramin; das Fledermäuse vom
Sped nachen, ist wieder unmöglich.“

So spricht der Freund, dem anderen die Zähne des toten
Tieres zeigend, die nur die Stärke dünner Nadeln haben. „Da-
gegen“, so fährt der Bursche erklärend fort, „fängt jede Fleder-
maus allnächtligh gar viele Mücken und schädliche Nachtschmetter-
linge; sie ist also nützlich und verdient Schonung!“

2. Ein Bauer schritt seinem Felde zu. Eben wollte er die
Arbeit beginnen — da „klopfte“ ein Maulwurf einige Meter
von ihm. Ein Schlag mit der Hade, der Maulwurf
wird herausgeschleudert und durch einige Stöße zermalmt.

„Was hast du gefangen?“ fragte sein Nachbar, der des Weges
daher kam. „Einen Maulwurf? Den töte ich nicht!“ — „Warum
nicht?“ — „Weil er uns nützt!“ — „Wieso?“ — „Er verzehrt
meist Egerlinge und Maulwurfsgrillen oder Werm.“

Ich habe die Maulwürfe in Verdacht,“ sprach der erste, „daß
sie die garten Wurzeln abnagen; sehe ich doch Maulwurfsgrillen
meist dort, wo das Gras gelb ist.“ — „Diese Beobachtung stimmt,

entgegnete der Nachbar; „die Pflanzen vergilben an solchen
Stellen, aber nur deshalb, weil viele Egerlinge dort hausen;
und wegen der Egerlinge, denen er nachjagt, trifft man an
diesen Stellen auch viele Maulwürfe.“

3. Ein Jgell Tot, erschlagen von Menschen, denen er doch
nicht. Undant ist der Welt Lohn! — „Der Jgell nützt?“ —
Gewiß! — „Wieso?“ — Mäuse, die gefäßigen Feldmäuse,
dazu die tüdliche Kreuzotter, bilden seine Hauptnahrung. Darum:

Die Amstel des Sängers

Ein deutscher Meisterfinger in Kopenhagen

Einer der Nürnberger Meisterfinger war Christian
Gafner, der als Zeugweber um die Mitte des 17. Jahr-
hunderts in Nürnberg gelebt hat. Gafner besaß eine Amstel,
der er sechs verschiedene seiner Melodien mit vieler Mühe
und Geduld beigebracht hatte. Die Amstel konnte die Wieder-
 ihres Herrn so kunstgerecht pfeifen, daß allen, die sie hörten,
das Staunen darüber ankam. Als ein dänischer Gesandter,
der sich zufällig in Nürnberg aufhielt, sie hörte, war er des
Voges voll und eminte nicht anders, als der Vogel müsse ein
besonderes Exemplar seiner Gattung sein. „Wie wäre es“,
sagte er darum zu dem Webermeister, „wenn ihr mir die
Amstel überliebt, daß ich sie meinem König bringe und vor-
führe? Sie könnte Euren Ruhm bis nach Dänemark tragen
und es würde Euch wohl nicht gereuen!“ Freilich fiel es dem
Besitzer des Tieres nicht leicht, sich von ihm zu trennen.
Schließlich aber gab er nach, und der kunstverständige Vogel
reiste mit dem Gesandten nach Dänemark. Nach vielen
Wochen hielt der erstaunte Meister ein Schreiben des Königs
von Dänemark in der Hand, das ihn aufforderte, alsogleich
seiner Amstel nachzureisen nach Kopenhagen. Die pfeifende
Amstel hatte mit ihrem Gesang den dänischen Hof neugierig
auf die Kunst ihres Lehrers gemacht. Der König wollte mit
eigenen Ohren hören, wie ausgezeichnet der Sänger selbst
sang, dessen Vogel ihn so entzückte. Für die damalige Zeit
war eine solche Reise ein beschwerliches Unternehmen; aber
Christian Gafner unterzog sich ihrer. Er kam auch wohlbe-
halten in der dänischen Residenz an und war dreizehn Tage
ein Gast des Königs. Er sang seine Lieder vor der könig-
lichen Tafel inmitten des glänzenden Hofstaates, fern der
Seimat und bezauerte alle, die ihn hörten. Aber der ein-
fache nürnbergische Handwerksmeister ließ sich von dem Glanz
des Hofes nicht blenden. Auch der Vorschlag des Königs,
immer in Kopenhagen zu bleiben, verfuhrte ihn nicht. Chri-
stian Gafner bedankte sich beim König für die erfahrene
Gnade, bat aber zugleich um Urlaub, weil die ihm liebgewor-
dene Arbeit und weil Weib und Kind ihn zu Hause er-
warteten. Ohne die Amstel wäre indessen Christian Gafner
heute vergessen, wie so mancher Sänger der Vorzeit. Die
Amstel hat seinen Ruhm auch der Nachwelt überliefert.

Für unsere Jugend

Räbchen

„Räbchen, nun müßt ihr auch Namen haben.
Jedes nach seiner Kunst und Gaben;
Sammetfell heiß ich dich,
Jenes dort Leisechlich,
Dieses da Frangemaus,
Aber dich Töpfchenaus.“

Und sie wurden gar schön und groß;
Sammetfell sah gern auf dem Schoß.
Unter das Dach stieg Frangemaus,
Leisechlich lief in die Scheuer hinaus.
Töpfchenaus suchte in der Küche sein Brot.
Machte der Köchin viele Not.

Das Rätzchen und ein Weibchen

Es war einmal eine arme Frau, die in den Wald ging, um
Holz zu holen. Als sie mit ihrer Bürde auf dem Rückweg war,
sah sie ein krankes Rätzchen hinter einem Baum liegen, das
kläglich schrie. Die arme Frau nahm es mit Mitleid in ihre
Schürze und trug es nach Hause. Auf dem Wege kamen ihre
beiden Kinder ihr entgegen, und wie sie sahen, daß die Mutter

Die abenteuerliche Seereise des kleinen Herrn Peik

Von Parbra King.

Das fröhliche Kinderbuch „Peik“, in dem die bekannte
norwegische Dichterin Parbra King die vergnügliche
und treuherzige „Geschichte eines kleinen Jungen“ erzählt,
bringt der Albert Langen-Georg Müller Verlag in München
jetzt in einer reizenden illustrierten Ausgabe heraus.
Wir empfehlen dieses Buch, das bei Alt und Jung viele
Freunde finden wird, den folgenden Auszug:

Peik lehnte zum letztenmal neben Ondursen über der
Stalltür. Heute, die den Wagen des Pastors gesehen hatten,
kamen und fragten, was das zu bedeuten habe. Ondursen
erzählte von dem Professor, der mit dem Doktor verbandt sei.
Und Peik leuchtete und antwortete: „Ich muß wegreifen. Ich
muß zu dem Professor und die Familie fortplanzen.“

Ondursen küßte Peik mit guten Ratsschlägen und Verhal-
tungsmahregeln aus. Er war etwas im Zweifel darüber, ob
Peik „du“ oder „Sie“ zum Professor sagen solle. Zwar war
dieser ein Verwandter, doch ein sehr entfernter. Und ein
Professor war immerhin eine hohe Person. Ondursen schätzte
ihn so ungefähr als in der Mitte zwischen Amtmann und
Bürgermeister stehend.

Ja, das mit der Titulatur wirst du schon selber sehn“,
sagte Ondursen, „das kommt sehr darauf an, wie er ist —
und so.“

Peik starrte Ondursen angestrengt und aufmerksam an, um
sich alle seine weisen Worte einzuprägen. Es war ja kolossal,
was Ondursen alles wußte.

„Du mußt hübsch mit dem Messer essen. Nicht die Finger
nehmen“, sagte Ondursen. „Darfst dir die Nase auch nicht
mit die Finger schmecken — höchstens, wenn es ganz not-

etwas trug, fragten sie: „Mutter, was hast du da?“ und wol-
len gleich das Räbchen haben; aber die Frau gab den Kindern
das Räbchen nicht, aus Sorge, sie möchten es quälen, sondern
sie legte es zu Hause auf alte weiche Kleider und gab ihm
Milch zu trinken. Als sich das Räbchen gelabt hatte und wieder
gesund war, da war es mit einemmal fort und verschwunden.
Nach einiger Zeit ging die arme Frau wieder in den Wald,
und als sie mit ihrer Bürde Holz auf dem Rückweg wieder
an die Stelle kam, wo das kranke Räbchen gelegen hatte, da
stand eine ganz vornehme Dame dort, winkte sie zu sich und
warf ihr fünf Stricknadeln in die Schürze. Die Frau wußte
nicht recht, was sie denken sollte, die absonderliche Gabe schien
ihr gar zu gering; doch nahm sie die fünf Stricknadeln mit
nach Hause und legte sie des Abends auf den Tisch. Aber als
die Frau des anderen Morgens aufgestanden war, da lagen
ein Paar neue fertig gestrickte Strümpfe auf dem Tisch. Das
wunderte die Frau über alle Maßen; am nächsten Abend legte
sie die Nadeln wieder auf den Tisch, und am Morgen darauf
lagen neue Strümpfe da. Jetzt merkte sie, daß zum Lohn
ihres Mitleids mit dem kranken Räbchen ihr diese fleißigen
Nadeln beigebracht waren, und ließ dieselben nun jede Nacht
stricken, bis sie für sich und die Kinder genug hatte. Dann
verkaufte sie auch Strümpfe und hatte genug bis an ihr seliges
Ende.

wendig ist — wenn du per Exempel spazieren fährst und hast
kein Taschentuch.“

Dies letzte vergaß Peik nicht, denn er hatte versucht, sich
die Nase so zu putzen, wie Ondursen es machte — ohne Taschen-
tuch — das war aber furchtbar schwer. Er gab es auf.

„Im übrigen mußt du genau tun und sagen, was er tut
und sagt“, war schließlich Ondursens allesumfassender Rat.

„Ja, wenn er nichts tut, was zu schwer geht“, gelobte Peik
aufrichtig.

Tabittas und Marens Abschiedstränen tropften auf Peiks
Kopf nieder. Die beiden kamen mit an den Kai hinunter,
Ondursen aber kam mit an Bord.

Während des schweren, vollbeladene Ruderboot zum Schiff
hinausfuhr, küßte Peik Ondursen fest an der Hand. In seinen
gelben Selbstgebern sah er aus wie ein unscheinbares kleines
Schneckenhaus. Er drückte klein-Blaffen, das Holzperdchen,
das Ondursens alten Kaiserpinfel als Schwanz bekommen
hatte, fest an sich. Ab und zu nickte er ernst zum Kai hinüber,
wo zwei Taschentücher wehten. Dort standen Tabitta und
die alte Marens.

An Bord zog Ondursen Peik gleich zum Steuermann hin
und erzählte dem so viel von Peiks Geschichte, wie er in der
kurzen Zeit, während der das Boot neben dem Dampfer lag,
schaffen konnte. Peik verbeugte sich vor dem Steuermann, so
gut es ging. Und dieser versprach, sich seiner anzunehmen.

„Nun sei ein großer Junge, alter Peik“, sagte Ondursen
und fuhr sich selber mit dem Mantelärmel über die Augen.

Und dann war er fort.

Peik sah zu, wie das Ruderboot langsam vom Dampfer

Kleine Skizzen zum Lesen und Vorlesen

Was denkst du wohl,

wieviel

1. eine moderne Lokomotive wiegt,
2. Dampflokomotiven die Deutsche Reichsbahn hat,
3. Kohlen zur täglichen Feuerung für alle nötig sind,
4. Kilometer Eisenbahntrecken Deutschland hat,
5. Fahrräder jährlich auf den Bahnhöfen aufbewahrt werden,
6. Maschinenteile der Lokomotivführer zusammen mit dem
Geiz bedient?

Seit wann gibt es

7. Die Dampfmaschine,
8. den Luftballon,
9. das Dampfschiff,
10. Die Schiffschraube,
11. das Freilaufrad?

Antworten:

1. 2260 Zentner. — 2. 22000. — 3. 600000 Zentner. —
4. 52824 Km. Reichsbahn; 10 169 Km. Kleinbahn; 3 512 Km.
Privatbahn. — 5. Ueber 2 Millionen. — 6. 36. — 7. 1781. —
8. 1783. — 9. 1807. — 10. 1812. — 11. 1898.

fortglitt, während Ondursen seinen langen Arm schwenkte und
winkte. Der Dampfer begann zu fahren — plötzlich waren
das Ruderboot und Ondursen weit, weit weg.

Und Peik war ganz allein auf dem großen, gefährlichen
Postdampfer. Der kleine gelbe Mensch mit den wunderlichen
Zetteln am Mantel wurde gleich von allen an Bord ange-
sprochen und ausgefragt. Und als sie herausgefunden hatten,
wer er war, zeigten sich alle sehr nett zu ihm. Eine Dame
erbot sich, ihn mit in ihre Kabine zu nehmen. Peik wurde
früh zur Ruhe gebracht und schlief tief in den Tag hinein.

Als er aufwachte, hämmerte, sauste und knarrte es um
ihn her. Er lag bald auf der einen, bald auf der anderen
Seite, ohne daß er sich umdrehte. Und die Decke und die
Wände gingen hin und her. Peik erhob sich entsezt. Er
konnte sich gar nicht mehr daran erinnern, wo er war.

„Maren! Ondursen! Das Haus fällt um!“ brüllte er. In
Wirklichkeit fiel aber nicht das Haus, sondern Peik um. Denn
schon im gleichen Augenblick flog er nach der Seite hin aus
und platzte in den offenen Koffer der Dame hinein.

Die Dame, die unbeweglich dafag, um nicht seetrank zu
werden, steckte den Kopf aus der Kiste — dort in ihrem Koffer
stand Peik Kopf, seinen kleinen Hemdzipfel und den bloßen
blanken Hinterkopf nach oben, und rief halbersticht: „Hilfe,
Feuer!“

Das Gefährlichste, was Peik erlebt hatte, war nämlich
der Brand von Fisker Pers Haus gewesen. Da hatten alle
so gerufen. Und jetzt kam ihm die Sache auch furchtbar ge-
fährlich vor.

Bei dem Feuerruf kam ein Herr in die Kabine. Die Dame
versuchte, ihm das Geschehene zu erklären und zeigte auf Peik
im Koffer — und der Herr half ihm auf und schalt ihn aus,
weil er „Feuer“ gerufen hatte.

„Es hätte ja eine Panik an Bord geben können, Junge“,
sagte er.

„Was ist denn das, Panik?“ fragte Peik.

„Dann kriegen die Leute Angst“, sagte der Herr.

„Ich hatte auch Angst. Ich hab immer noch Angst“,
erklärte Peik.

Dann kam das Mädchen herein und zog ihn an. Später
wurde er auf Deck geschickt.

Er wanderte umher, denn jetzt war kein Seequang mehr.
Er besuchte den Rauchsalon und den Damensalon, war vorn
bei den Matrosen und sogar in der Kajüte des Kapitäns. Er
wurde mit Verehren empfangen, und es ging ihm wirklich
gut. — Und der Tag verstrich schnell.

Nun war es Abend geworden. Alle Leute hatten es so
eilig. Sie packten ihre Koffer zusammen. Und die Matrosen
ließen und schliefen Taus und Ketten.

Alle hatten Peik vergessen. Klein, naß und verrostet
kniete er auf der Bank im Dunkeln und reichte den Hals; denn
weit da vorn tauchten viele, viele Lichter auf. Sie kamen
immer näher — wurden immer größer.

Dann fuhr das Schiff langsam — es stieß gegen eine Ban-
dungsbrücke aus Stein. Und lag still.

Die Menschen begannen an Land zu gehen, Peik aber stand
ganz allein und hielt sich fest. Er wagte sich nicht zu rühren.

Im war schrecklich bang.

Einer der Matrosen kam mit einem kleinen, tiefen Mann,
der klatternde weiße Haare hatte, nach hinten. Peik dachte es
sich gleich, daß das der Professor war. Er kletterte herunter
und stand zur Verbeugung bereit.

„Guten Tag und willkommen, Pabel Benedikt. So jung
bist du also noch, mein Freund, sagte eine freundliche Stimme.
„Ja, ich bin ziemlich jung“, entschuldigte sich Peik und sah
treuherzig zu dem runden roten Gesicht auf.

Die kleinen blauen Augen des Professors lachten hinter der
Brille, und Peik fühlte sich mit einemmal ganz geboren, wenn
auch nicht gerade wie bei Ondursen, so doch ungefähr wie bei
der alten Marens. Er steckte seine kleine kalte Hand in den
nassen Handschuh des Professors hinein.

Ondursens Verhaltensregeln kamen ihm in den Sinn.
„Soll ich dir über Sie zu dir sagen?“ fragte Peik, als sie
zum Landungssteig gingen.

„Schau, schau“, lachte der Professor, „du bist also schon in
den Formen der Höflichkeit bewandert, junger Mann. Ich
räume ein, daß dich unsere kurze Bekanntschaft zu Zweifeln
berechtigt; aber wo wir nun nebeneinander leben sollen,
hoffentlich viele Jahre lang, schlaue ich vor, daß wir uns
buzen. Bist du nicht derselben Ansicht?“

„Ja“, antwortete Peik ernsthaft. Er begriff ziemlich wenig
von den Worten des Professors.

Ein Droschkenträger wartete auf sie. Der Koffer kam
oben auf den Bod und der Professor stieg ein. Peik streckte
seinen Arm zu dem Rutscher hinaus und dachte, er würde zu
ihm hochgehoben werden.

„Nein, nein, du sollst zu mir einsteigen“, sagte der Pro-
fessor. Und Peik kroch gehoramt unter das Verdeck. — Es war
schließlich gleich — Ondursen und Wäcken waren dies ja doch
nicht.

Der Professor küßte Peik auf in eine Decke ein. „Was
steckst du mir denn da für einen Beisen in die Nase?“ fragte er.
„Das ist kein Beisen, das ist ein Schwanz“, berichtete Peik,
zog klein-Blaffen hervor und ließ ihn bewundern.

Warm und mollig saßen Peik und klein-Blaffen im Arm
des Professors, während der Wagen davonrumpelte. Der
Professor fragte und Peik antwortete — bald aber kamen
keine Antworten mehr. Denn Peik schlief tief.

Er erwachte erst wieder, als der Professor ihn in einer
großen, hellen Stube auf die Beine stellte.

Der verlor

Ein kom-
M u r d a h
London zu
bis über b
aber nichts
doch kein B
ganzen Mar

Der verl
seiner Bemü
und her, wi
ein Heiß sei
Einfall. Ein
keit mit Tee
lizei, wo er
überfallen u
zugerichtet.

Die Poli
ihre Pflicht
lang damit
bis sie endli
Ueberfall er
hatte. Diese
peinlich dem
Vergernisse
eigentlich das
dah, die Pa

William
legte er ein
in den Augen
heroisches A
habe er auch
keine Gnade
liebten Nacht

Geschirrtwa

Die Maf
den staunen
ein kleines
schmutzige
legte einen
Sekunden f
troden wiede
um eine Erfr
Massenumsa
Enttäufung.

In St. Rou
Erfindung de
die neue Abn
werden, wurde
Wie blüht, st
Geschir und
Erfinder nun
Klappe öffnete
Scherven in d
höchst bestir
brachen in ein
weißlich über
Selbstverfäls
nicht zugelasse

Der entlät
diese Ausstell
seinem Hotelz
verübt. Sein
aus wahrachei
gesaug um die

Verpätete K

Der Antsj
unberechenbar,
dieses munteren
richtet. Dort
der weit und br
bekannt war, e
acht Tagen die
zu entrichten, w
sehr erstaunt, w
auf sein biederer
einem Strafma
sch werde wegen
Antsjstelle besch
habe. Es hand
jarten Alter von
zugezogen hatte
dem Gedächtnis
der j h nun pß
Kollen zu zähle
lä igt verjährt i

Bunte Hasen

Vor Jahren
Wald ein gesche
farbe war wie b
schneeweiße gro
Blume zeigte si
Näfel und wußt
Einige Jahre w
allerdings frem
graue Vertreter
jenen Gehenen,
eine Paarung z
so daß in den
Schneehasen vor
schalt forterble
die eine weiße
wurden, ist nicht
weiter bunter g
Vor einigen
Berge vor einer